

KLAUS MEYER · BONN

»Wahrheit – was ist das?«

Randbemerkungen eines verwunderten Laien zur gängigen Exegese

Einem durchschnittlichen Kirchenchristen, der nach etwas geistlicher Feierabendlektüre ausschaut, kann so mancherlei in die Hände fallen. Zum Beispiel »Meditationen« von Gerhard Lohfink, mit dem Untertitel »Der Tod ist nicht das letzte Wort«. ¹ Und wenn es gerade Pfingstzeit und Himmelfahrt ist, kann er dort lesen:

»Ich denke, es ist nicht notwendig, nun noch im Einzelnen zu zeigen, daß die beiden Himmelfahrtserzählungen des Lukas (Lk 24,50–53, Apg 1,4–12) bis ins Detail mit dem Typ der antiken Entrückungserzählungen übereinstimmen. Es gibt überhaupt keinen Zweifel: Dort, wo im Neuen Testament der Weggang Jesu zu Gott als konkret anschaulicher Vorgang geschildert wird, geschieht das in der Form der Entrückungsgeschichte, einer Erzählform, die in der Antike üblich und geläufig war und die als Erzählmuster einfach zur Verfügung stand, wenn das Lebensende eines großen Menschen geschildert werden sollte.

Vor hundert Jahren verloren Theologen, die auf derartige religionsgeschichtliche Zusammenhänge hinwiesen, noch ihren Lehrstuhl. Für uns heute hat hingegen die Erkenntnis, daß in einer biblischen Erzählung vorgesehene Formen und Erzählmuster ver-

arbeitet wurden, jeden Schrecken verloren. ... Denn damit ist endgültig klar, daß Erzählungen dieser Art keine Dokumentarberichte sind, sondern daß sie in Bildern sprechen, daß sie in Chiffren und Symbolen Wahrheit aussagen, die anders nur schwer ausgesagt werden kann.

Worum es in den beiden Himmelfahrtserzählungen des Lukas letztlich geht, ist nicht die Darstellung historischer Vorgänge in Raum und Zeit, sondern die Darstellung eines Vorgangs, der gerade die Transzendierung von Raum und Zeit bedeutet: Der Weg des Menschen in den letzten Sinn aller Geschichte, der Weg des Menschen zu Gott. ... Insofern gibt es im Neuen Testament keinen wirklichen Unterschied zwischen Auferstehung und Himmelfahrt. Beide Aussagen wollen mit je verschiedenen Vorstellungshorizonten ausdrücken, daß Jesus nicht im Tod geblieben ist, sondern gerade in seinem Tod den letzten Sinn aller Geschichte, nämlich Gott, erreicht hat.«

Diese Überlegungen klingen zunächst einigermaßen plausibel. Es geht in der Tat um so geheimnisvolle und unaussprechliche Dinge, wie Sterben, Tod, Auferstehung und Rückkehr des Auferstandenen zum Vater. Darüber kann nicht direkt, sondern nur in

KLAUS MEYER, 1928 in Köln geboren, Studium der Wirtschaftswissenschaften und der Philosophie in Göttingen und Paris, arbeitete zwischen 1955 und 1992 – u. a. als Botschafter in Prag und bei der OECD in Paris – im deutschen auswärtigen Dienst; heute lehrt er an der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Leipzig.

Bildern berichtet werden und so etwas kann, wenn überhaupt, auf andere Weise nicht einsichtig gemacht werden. Selbst sogenannte abstrakte Sprache lebt ja unaufhörlich von Bezügen aus sinnlich wahrnehmbaren Vorgängen. Da der Evangelist etwas mitteilen will, verborgene, menschliches Begreifen auf jeden Fall übersteigende Vorgänge, und da er auch nicht abstrakt analysieren, sondern »für jedermann verständlich« schreiben möchte, greift er zu einem Erzählmuster, das seinen Lesern oder Hörern vertraut war, das »zur Verfügung stand, wenn das Lebensende eines großen Menschen geschildert werden sollte«.

Ein leichtes Unbehagen meldet sich allerdings. Wie war es denn wirklich? Jesus war eine Person, die zu einer bestimmten Zeit, an bestimmten Orten gelebt hat. Daran zweifelt, wenigstens vorerst, auch Gerhard Lohfink nicht. Dieser Jesus ist gestorben und begraben worden; es wird behauptet, er sei dann wieder lebendig geworden und dann sei »sein Weggang zu Gott« erfolgt. Sterben und Begrabenwerden sind, das würde auch Gerhard Lohfink einräumen, anschauliche Vorgänge, die man als Fakten wahrnehmen kann. Keine Chiffren oder Symbole sind dazu nötig. Über die Auferstehung sagt Gerhard Lohfink nichts direktes, und er zitiert auch kein »antikes Erzählmuster«. Es bleibt zunächst beim schlichten Glauben, der Tote sei lebendig geworden. Zwar wird die Auferstehung zusammen mit der Himmelfahrt zu einer »Aussage« und zu einem »Bild« in einem »je verschiedenen Vorstellungshorizont«. Aber lassen wir dahingestellt, was das eigentlich für die Auferstehung heißen soll. Die Himmelfahrt jedenfalls, darin ist Gerhard Lohfink kategorisch, ist kein historischer Vorgang. Sie ist ein Symbol, eine Chiffre dafür, daß Jesus »in seinem Tod den letzten Sinn aller Geschichte, nämlich Gott, erreicht hat«.

Wenn ein Toter beerdigt ist, ist er aus dem Wege und nicht mehr vorhanden. Wenn aber ein Toter aufersteht und wieder lebendig wird, ist er wieder auf der Welt.

Und zwar nicht in einem unerreichbaren, nicht weiter festlegbaren Ort, sondern, wenn der Ausdruck meint, was er sagt, dann ist er in »unserer Welt« anzutreffen. Er ist sichtbar, er geht umher, er tut dies und jenes, er spricht, er ißt. Ob einer wirklich von den Toten auferstanden ist, können wir also als einfaches Faktum feststellen (auch wenn uns das »Wie« vollkommen geheimnisvoll bleibt). Die Feststellung von ganz bestimmten Fakten ist überhaupt die Voraussetzung dafür, daß man behaupten kann, jemand sei auferstanden. Um auszu-drücken, daß eine Auferstehung von den Toten stattgefunden hat, braucht man keine Chiffren und Symbole als »vorgeprägtes Erzählmuster« zu benutzen.

Jemand, der »wirklich auferstanden« ist, bleibt nun entweder für immer in dieser unserer Welt, als ein direkt antreffbarer Mit-mensch, oder er stirbt wieder, oder er verschwindet auf sonstige Weise aus dieser unserer Welt. Lohfink sagt, daß das letztere stattfand und spricht, wie Evangelium und Überlieferung, von der Himmelfahrt Christi. Vor der »Himmelfahrt« war Christus seinen Jüngern und anderen sichtbar, er war ansprechbar und sprach selbst, nach der »Himmelfahrt« nicht mehr. Aber die Himmelfahrt habe sich nicht so abgespielt, wie Lukas sie beschreibe; seine Darstellung des Hergangs sei nicht wörtlich zu nehmen.

Eine erste Feststellung ist wichtig. Lohfink kann nicht gut sagen wollen, daß überhaupt nichts stattgefunden hat. Irgend etwas *muß* stattgefunden haben, sonst wäre kein Erzählmuster nötig, um den Sinn der »Himmelfahrt« verständlich zu machen. Ein Nicht-Ereignis bedarf keiner Interpretation. Die simpelste Form von »Himmelfahrt« würde so aussehen, daß der Auferstandene in einem bestimmten Augenblick auf Nimmerwiedersehen verschwunden war, daß die Jünger das plötzliche oder allmähliche Ausbleiben der Erscheinungen des Auferstandenen feststellten. Wenn dies der Fall war, ist dies das Faktum der Himmelfahrt, so wie es von unserer Welt her feststellbar ist.

Es wäre durchaus möglich, daß »der Weggang Jesu zu Gott« sich so einfach abgespielt hat. Dies direkt zu berichten und den Sinn direkt zu erklären, ist so schwierig nicht. Man sieht eigentlich nicht recht, warum Lukas dann zu so zweideutigen und krummen Umwegen Zuflucht nehmen, die Fakten selbst verschweigen und eine unwahre Geschichte erzählen muß, wenn er den Vorgang überliefert. An vielen anderen Stellen sind viel schwerer zu begreifende Vorgänge direkt berichtet und ihr Sinn hinzugefügt (z.B. Kreuzesopfer, Eucharistie). Warum tut er sich dann bei der Himmelfahrt so schwer? Und kein Gerede über Erzählmuster, antike Vorbilder, Symbole und Chiffren kann die schlichte Tatsache verschleiern, daß man Lukas hier, wenn der Vorgang so einfach war, eine Flunkerei nach vorheriger Unterschlagung der wirklichen Fakten unterstellt – wenn auch natürlich mit besten didaktischen, pädagogischen oder kerygmatischen Absichten. Wenn wir uns nicht mehr auf die Fakten verlassen können, sondern nur noch darauf, daß Herr Lukas bei seinen didaktischen Fabeleien genau das Richtige traf, dann beginnt das Gebäude zum ersten Male leise zu schwanken.

Nun könnte man sagen, daß der Grund, warum Lukas die historischen Vorgänge nicht direkt mitteilt – und, um es zu wiederholen, irgendwelche faktischen Ereignisse muß es ja zwischen Auferstehung und Himmelfahrt gegeben haben – darin bestünde, daß diese Vorgänge zu mysteriös, zu mißverständlich waren. Seien wir genau: Natürlich ist die Himmelfahrt insgesamt ein Mysterium und von keinem Menschengeist voll zu begreifen. Aber es geht hier um die irdischen Fakten, um das, was sich in unserer erfahrbaren Welt bei der Himmelfahrt abspielte. Irgendeinen »historischen Vorgang« in »Raum und Zeit« muß es ja gegeben haben, wenn der »Hingang zu Gott«, von dem Gerhard Lohfink spricht, tatsächlich stattgefunden hat. Aber er wäre, das meint Gerhard Lohfink, so phantastisch, so ungewöhnlich, daß Sinn und Bedeutung des Vorgangs darin nicht sichtbar werden.

Welcher Unbefangene z.B. würde glauben, daß ein neuer Mensch aus einem Vorgang wie der Zeugung hervorgeht? Darum wurde die Geschichte vom Storch erfunden. Der Bericht des Lukas von der Himmelfahrt wäre, nach Gerhard Lohfink, so etwas wie eine Storchenerzählung, die eine verlegene Mutter ihren Kindern vorsetzt, die anders das Auftauchen von Geschwistern nicht fassen können.

Die unausgesprochene Voraussetzung im Hintergrund der These von Gerhard Lohfink ist also, daß sich auch bei dem in unsere Erfahrungswelt hineinragenden Stück der Himmelfahrt Unverständliches abgespielt hat, nichts für die menschlichen Sinne oder Gedanken Faßliches.

Das aber bedeutet, daß der Schriftstellertheologe Lukas dort eine verstehbare Geschichte erfindet, wo Gott im Material unserer Erfahrungswelt hierzu nicht imstande war. Wenn der Evangelist die Himmelfahrt durch ein »Erzählmuster« für seine Leser sinnfällig machen konnte, warum konnte dann nicht Christus das tun, was in der Erzählung geschildert wird und durch solches *Tun* sein Hinübergehen für den Menschen verständlich machen? Worte des Schriftstellers vermögen also, was einer Aktion Gottes unmöglich ist? Gott ist also ein schlechter Regisseur und ein schlechter Akteur. Selbst das auf der Bühne sichtbare Stück ist unbegreiflich. Erst der Bericht im Feuilleton der Zeitung erklärt uns, was eigentlich gemeint ist.

Eine solche Position widerspricht aber fast allem, was sich sonst abspielt: Bei der Auferstehung des Lazarus, bei der Segnung der Kinder, bei der Speisung der Fünftausend, bei der Einsetzung der Eucharistie. Oder haben wir auch in diesen Szenen nur Erzählmuster und nicht historische Fakten vor uns? Wenn das so ist, kann ein durchschnittlicher Laie nur eins tun: Die Kirchentür schließen und zwar für immer.

Denn aus einer solchen Position folgt natürlich, daß Gott gar nicht der sein kann, als der er sich in den Schriften ausgibt: Herr der Welt, der Mensch sein Geschöpf, das er

kennt, das er liebt, das er aufsucht, um es aus seiner Finsternis zu ziehen. Wenn es einer Erzählung vom Storch bedarf, um verständlich zu machen, was vorgeht, dann ist das ein Dementi aller Ansprüche, daß der Welterschöpfer selber authentisch handelt. Wenn ein Politiker auftritt und behauptet, er sei der geborene Führer des Volkes, aber auf weite Strecken hin unverständliche Gebärden vollführt, dann kann man mit guten Gründen zweifeln, ob er das ist, was er zu sein vorgibt, auch wenn ein noch so begabter Gehilfe seine Pantomimen für die Presse verständlich aufbereitet.

Diese Folgerung ist fast unausweichlich, mit einer Einschränkung: Sie gilt nicht, wenn der Schriftstellertheologe ermächtigt ist zu übersetzen und wenn er so ausgewählt und angeleitet wurde, daß er zu einem getreuen Übertragen imstande ist.

Gerhard Lohfink glaubt also entweder nicht wirklich daran, daß Gott selbst in Jesus erschienen ist, und implizit veranlaßt er uns mit seiner These über die Himmelfahrt diesen Glauben fallen zu lassen. Oder er hat vergessen, uns zu sagen, daß er noch einen zweiten Teil seines Buches zu schreiben hat. In diesem Teil wird er dann darlegen, daß der Schriftstellertheologe selbst ein Teil der Szenerie ist, die entsteht, wenn Gott als ein Mensch erscheint. Er ist mit in Pflicht genommen, es durchweht ihn derselbe Geist, er schreibt mit an demselben Drehbuch. Leider findet sich in Lohfink's Büchlein kein Wort über einen solchen 2. Teil.

Aber auch ein solcher 2. Teil käme nicht daran vorbei, daß Fakten Fakten sind. Beim Auftreten Gottes ist es, was die historischen Vorgänge in Raum und Zeit angeht, entweder so oder anders zugegangen. Die Fakten können nicht verdreht oder verfälscht werden. Eine solche Meinung würde Gerhard Lohfink auch nicht offen zulassen. Aber auch, daß die historischen Vorgänge in Raum und Zeit zu diffus und verworren sind und erst durch eine fiktive Erzählung sinnvoll interpretiert werden müssen, kann man, wie gesagt, schwerlich akzeptieren. Denn dann wäre Gott ja unfähig, etwas ins

Material unserer erfahrbaren Welt einzuschreiben, was der Schriftstellertheologe in seiner Geschichte so darstellen kann, als ob es ins Material der Welt eingeschrieben wäre. Die Himmelfahrtsgeschichte kann, oder soll wenigstens, nach Lohfink's Meinung, verständlich machen, daß Jesus zu Gott zurückkehrt. Eine Rückkehr, die dem erzählten Vorgang tatsächlich entspreche, könnte das natürlich noch außerordentlich viel besser. Das, was der Schriftsteller erfinden konnte, sollte Gott nicht imstande oder willens gewesen sein, in der Wirklichkeit geschehen zu lassen? Dann kann es sich kaum um Gott handeln.

Etwas anderes könnte allenfalls von Reden und Worten Jesu gelten. Hier ist es nicht unbedingt notwendig, daß das, was als sein Wort überliefert wird, in genau dem Augenblick so gesagt wurde, wie es berichtet wird. Warum sollte er nicht weitere Worte uns und seiner Kirche hinterlassen, die er so nicht an seine Umwelt richten konnte? Zum Beispiel, weil sie sie so nicht verstanden hätten, weil es dazu erst der Kenntnis weiterer Ereignisse, etwa seines Todes oder seiner Auferstehung bedurfte. (»Noch vieles hätte ich Euch zu sagen, aber Ihr könnt es jetzt nicht ertragen« [Joh 16,12–14].)

Ein Schriftstellertheologe könnte da die Lücken ausfüllen. Er könnte in Christi Auftrag, in seinem Geist und für seine Kirche Worte und Reden schreiben, die das ergänzen, was er tatsächlich gesagt hat. Ein Teil der bei Johannes überlieferten Abschiedsreden Jesu könnte so zustande gekommen sein, wenn man es dann schon für unmöglich hält, daß der »historische Jesus« je in dieser Weise gesprochen haben könnte.

Hierüber sagt Gerhard Lohfink aber etwas ganz anderes:

»Im Johannesevangelium spricht nicht einfach der historische Jesus. Die Offenbarungsreden dieses Evangeliums sind Meditationen eines Theologen der frühen Kirche über die Botschaft Jesu und das Geheimnis seiner Person. Aber es sind Gedanken und Meditationen des neben Paulus größten

neutestamentlichen Theologen – getragen vom Glauben an Christus und aus einer tiefen Liebe heraus. Und kann denn das Geheimnis seiner Person anders erkannt werden als in immer tieferem Nachdenken und in immer neuer Versenkung?«²

Wenn aber Christus so nicht geredet hat, was gehen uns die Gedanken und Meditationen eines noch so großen Theologen an? Woher wissen wir dann, daß Jesus nicht ein roher Wanderprediger war, der hochstilisiert wurde – vom Glauben und der tiefen Liebe dieses großen Theologen und in der besten Absicht? Denn der zweite (ungeschriebene) Teil des Buches von Lohfink, der seine Kirche und den Theologen als Theologen seiner Kirche vorstellt, durch den Er selbst zu den Seinen spricht, bleibt uns ja vorenthalten. Sollte der große Theologe besser imstande gewesen sein, Christi Sein und Wesen auszudrücken als Christus selbst? War Christus so unbeholfen? Konnte er sein Wesen, seine Person so wenig selbst artikulieren, daß es erst der Sprache und Meditation eines großen Theologen bedurfte, damit wir wissen, wer er war und was er wollte?

Dann war der Theologe größer, sprachmächtiger als sein Gegenstand. Dann war Jesus kleiner, ohnmächtiger als sein Biograph. Dann war Jesus nicht Christus.

Derselbe Johannes beginnt allerdings sein Evangelium mit einem klaren Dementi solcher Anschauungen:

»Und das Wort ist Fleisch geworden

Und hat unter uns gewohnt

Und wir haben seine Herrlichkeit gesehen.«

»Fleisch geworden«, nicht: Erzählmuster; »gesehen«, nicht: »in der Antike bereitliegende Sprachformen benutzt«.

Aber Gerhard Lohfink bringt ein schwerwiegendes Argument, das wir bisher überhaupt noch nicht in Betracht gezogen haben. Er zitiert den lateinischen Historiker Livius, der, in seiner Geschichte Roms, von Romulus, dem Gründer und ersten König der Stadt, eine Geschichte erzählt, die der Himmelfahrtsszene des Lukas in der

Tat erstaunlich ähnlich ist. Romulus wird bei einer Volksversammlung von einer Wolke eingehüllt, ein Unwetter bricht los, und als es sich verzieht, ist er nicht mehr auf der Erde. Das Volk ist zunächst ratlos, dann machen einige den Anfang, und schließlich huldigen ihm alle als dem in den Himmel entrückten Schutzherrn der Stadt.³

Altphilologen mögen im einzelnen ausmachen, ob die Parallelen zu Lukas und zur Apostelgeschichte tatsächlich so eng sind, wie Gerhard Lohfink sagt. Unterstellen wir aber, daß es wirklich so ist und daß Lohfink in diesem Punkt recht hat. Dafür spricht, daß Lukas ein erfahrener Schriftsteller war, der die antike Literatur und ihre Standardwerke, wie das des Livius, sicher genau gekannt hat.

Aber auch das dispensiert uns nicht von der hartnäckigen Frage nach den Fakten der Himmelfahrt Jesu.

Nehmen Sie an, ein Reisebüro erzählt Ihnen mit Bildern und Prospekten von einem schönen Hotel an Sandstränden unter Palmen, von Sonne und blauem Meer mit Brandung. Sie verlassen sich darauf und nehmen die Beschwerlichkeiten der Reise auf sich, kehren vielleicht sogar um von einem anderen Zeitvertreib. Doch nachdem Sie sich auf Prospekte und Verkündigungen eingelassen und Ihre Anzahlung geleistet haben, erklärt Ihnen das Reisebüro, daß die ganze Branche mehr oder weniger dieselben Prospekte benutze, daß die Abbilder und Photos »einem gängigem Muster entsprächen«, welches alle Büros mit kleinen Abwandlungen verwendeten, daß man über den Ferienort, den Sie gebucht haben, zwar faktisch nichts genaueres wisse, daß die Prospekte aber ganz bestimmt – und dafür verbürge sich die Firma mit ihrem guten wissenschaftlich-kritischen Ruf – ein gerafftes, intuitives Sinnbild des Ferienerlebnisses biete, das Sie an Ort und Stelle erwarthe!

Angesichts einer solchen Auskunft bestehen nun zwei Möglichkeiten: Entweder gibt es den angepriesenen Ort gar nicht, und dann ist es am besten, die ganze Reklame

me über ihn so schnell wie möglich zu vergessen. Oder es gibt ihn, und dann hat die eine Firma, die ihn ankündigt und Buchungen für ihn annimmt, recht, und die anderen, die ihn auch in ihre Prospekte aufnehmen, haben unrecht. Das letztere, daß die Prospekte der anderen Firmen, daß die Entrückungsgeschichte des Livius eine Fabel ist, wird auch Lohfink gewiß nicht leugnen. Romulus wurde nicht in den Himmel entrückt, sondern er starb und wurde begraben. Livius, verwendet das »Muster« also, was die Beschreibung der Fakten angeht, zu Unrecht.

All unsere Einsicht in mythologische und allegorische Erkenntnisformen und die ihnen zugeordneten Erzählweisen kann uns natürlich diese Schlußfolgerung nicht ersparen.

Ein Faktum, auf dem die Geschichte des Livius aufbaut, war allerdings jedem seiner Zeitgenossen und den folgenden Jahrhunderten außerordentlich handgreiflich gegenwärtig: die Existenz des Römischen Reiches. Livius kann die Dauer dieses Reiches sinnbildlich in der Entrückung seines Gründers in den Himmel und in ein überzeitliches Leben ausdrücken wollen. Der Historiker eines kleinen Eintagsstaates hätte sich allerdings mit solchen Allegorien schon in der Antike sofort lächerlich gemacht.

Lukas konnte sich, als er sein Evangelium abfaßte, auf kein Faktum von vergleichbarem Gewicht wie die Existenz des Römischen Reiches berufen. Seine Geschichte steht für Ereignisse, die überhaupt in dieser Welt nicht in derselben Weise als harte facts vorweisbar sind. Wenn man die Geschichte des weltumspannenden Römischen Reiches schreibt, kann man leicht allegorisch von seinen Anfängen reden. Wenn man das nicht kann, muß man es sich gefallen lassen, daß die Gleichnisse und Allegorien, die man vorbringt, unerbittlich auf die Tatsachen hinterfragt werden. Das ist heute so, das war auch in der Antike so.

Denn ganz so naiv, wie Gerhard Lohfink das glauben macht, war die Antike nun wirklich nicht; sie war sogar ganz außeror-

dentlich zynisch und abgebrüht. Und über das Erzählmuster von der Himmelfahrt des Romulus, von dem Lohfink schlicht sagt, daß es »in der Antike üblich und geläufig war« und »einfach zur Verfügung stand« hat bereits Cicero im 1. Jahrhundert v. Chr. skeptisch den Kopf geschüttelt:

»Und als Romulus 37 Jahre als König geherrscht hatte ... hat er soviel erreicht, daß man glaubte, als er bei einer plötzlichen Sonnenfinsternis nicht wieder erschienen war, er sei unter die Zahl der Götter gesetzt worden. ... Die übrigen, die aus Menschen Götter geworden sein sollen, haben unter weniger gebildeten Geschlechtern von Menschen gelebt, so daß die Möglichkeit, etwas zu erdichten, leicht war. Romulus aber hat vor weniger als 600 Jahren gelebt, als die Schriften und Wissenschaften schon altbekannt waren und jener ganz alte Irrtum, aus dem ungebildeten Leben der Menschen entstanden, beseitigt war. Wenn Rom ... im 2. Jahr der 7. Olympiade gegründet wurde, ist das Zeitalter des Romulus in das Jahrhundert gefallen, wo ... den Sagen, außer von alten Dingen, schon weniger Glauben gezollt wurde. ... Die alte Zeit nämlich nahm Sagen an, wenn sie auch bisweilen für ungereimt gehalten wurden. Dieses Zeitalter aber, das schon gebildet war, verspottete alles, was nicht geschehen kann und wies es zurück.«⁴

Augustinus im 4. Jahrhundert n. Chr. sagt noch unverblümter, was die Antike von solchen Geschichten hielt, und er sei nur hierfür, für die Frage, ob die Antike zur Zeit des Lukas solchen Geschichten tatsächlich Glauben schenkte, angeführt, (nicht für die übrigen Dinge, die er sagt):

»An und für sich ist es ja lächerlich, die falsche Göttlichkeit eines Romulus auch nur zu erwähnen, wenn wir von Christus sprechen. Da aber gleichwohl Romulus an die sechshundert Jahre vor Cicero lebte, und sein, wie behauptet wird, bereits wissenschaftlich gebildetes Zeitalter alles Unmögliche von sich wies, hätte wohl der menschliche Verstand sechshundert Jahre später, zur Zeit Ciceros, und gar noch

später unter Augustus und Tiberius, jedenfalls zu noch aufgeklärteren Zeiten, um so weniger die Auferstehung Christi und seine Himmelfahrt im Fleisch als eine Unmöglichkeit hingenommen. Er hätte ihr mit Hohn und Spott Ohren und Herzen verschlossen, wenn nicht die göttliche Wahrheit selbst, wenn nicht die wahre Göttlichkeit und die bestätigenden Wunderzeichen erwiesen hätten, daß das alles möglich sei und sich *tatsächlich* so zugetragen habe.⁵

Selbst wenn also das Erzählmuster der Himmelfahrt »in der Antike üblich und geläufig war« und »einfach zur Verfügung stand«, wie der Exeget schlicht und unproblematisch und mit dem ganzen Stolz des unaufgeklärten, ahistorischen Europäers des 20. Jahrhunderts annimmt, so hätte Lukas keinerlei Anlaß gehabt, es zu verwenden. Denn die Glaubwürdigkeit seiner Geschichte wurde dadurch nicht etwa erhöht, sie wurde, auch für seine Zeitgenossen, gleich Null. Er hätte damit, wie Augustinus sehr richtig sagt, nichts als Hohn und Spott geerntet.

Der Grund, den Lohfink angibt, warum Lukas von Livius abgeschrieben haben soll, nämlich, um unbeschreibbare Vorgänge glaubwürdig mitzuteilen, ist also keineswegs stichhaltig. Er ist vielmehr ganz und gar falsch.

Aber vielleicht hat Lukas gar nicht abgeschrieben und die Entsprechung zwischen seinem Bericht und der Liviusstelle ist auf ganz andere, auf umgekehrte Weise zu erklären?

Nehmen wir an, es gäbe tatsächlich einen Ferienort, wie von Ihrem Reisebüro beschrieben, und nehmen wir an, Ihr Reisebüro sei der alleinige Konzessionär dieses Ortes. Dann hat Ihr Reisebüro die Wahrheit gesagt und nicht zuviel versprochen, auch wenn andere Agenturen einen Abklatsch der Photos dieses Ortes für ihre Werbung benutzen. Solange Sie sich auf Ihr Reisebüro verlassen können, kann es Ihnen ziemlich gleichgültig sein, ob die ganze Branche seit 50 oder 100 Jahren mit diesem Ort eine falsche Reklame betreibt.

Warum sollen nicht die »zeitgenössischen Vorstellungen« von einem »überzeitlichen Faktum« abstammen? Die Himmelfahrt fand ein einziges Mal statt und zwar so, wie Lukas sie beschreibt. Gottes Erscheinen in der Welt ist das zentrale Ereignis für die Welt und Menschheit, es färbt auf Zeiten, Räume und Ereignisse ab. Mit dem Leben des Gottesmenschen wird der Welt ein Urfaktum eingestiftet, seine einzelnen Lebensstationen falten es auseinander. Dieses Urfaktum und seine Ausstrahlungen können in der Menschheit, auch bevor es in ihrer Geschichte aktuell wird, nicht vollständig abwesend sein. Es wirft in verschiedenartiger Weise seine Schatten voraus, stellt Formeln für menschliche Bräuche und Mißbräuche, für Tun und Handeln, für Fabeln und Erzählen bereit.⁶

Es wurde in vielerlei Weise vorausgeahnt und vorausgeföhlt, es erscheint z.B. in Erzählmustern wie denen von der Himmelfahrt des Romulus, das gutgläubig oder als politische Ideologie weitergegeben wird.

Wie geläufig ist uns das im Verhältnis von Altem und Neuem Testament, mit seinen Hinweisen auf das Erscheinen des Gottmenschen, sein Leben, Leiden und Sterben, auf seine die Welt umspannende und die Zeiten überdauernde Kirche! Wenn der Gottmensch Christus die Achse von Welt und Menschheit ist, warum sollten dann nur die »Erzählmuster« des Alten Bundes durch ihn wahr werden und nicht auch andere menschheitliche »Erzählformen«? Und wäre es sehr erstaunlich, wenn zwischen dem Gründer Roms und dem Gründer der Kirche, die die Römische Kirche heißt, für einen Augenblick eine Übereinstimmung anklingt? Schließlich war das Römische Reich eine entscheidende historische Voraussetzung für die Ausbreitung Seiner Kirche, und für immer hat in ihr der Bischof von Rom eine Sonderstellung gegenüber allen anderen Bischöfen des Erdkreises.

Dies mag manchem viel zu weit hergeholt erscheinen. Akzeptieren wir deshalb einmal die simplifizierende Behauptung, daß »Himmelfahrt« in der von Livius be-

schriebenen Form eine »zeitgemäße Vorstellung« war, wie tausende von anderen Bildern und Vergleichen auch, eine Schöpfung menschlicher Interessen oder menschlicher Phantasie, Blasen, die seine Einbildungskraft wirft.

Warum aber sollte sich Christus dann nicht in diesen »zeitgemäßen Vorstellungen« ausgedrückt haben, wenn sie es denn wirklich waren und den Leuten eingingen, um sich verständlich zu machen?

Wenn Christus der Gottmensch war, konnte er, um sich verständlich auszudrücken, seine Heimkehr zum Vater in einer Form vollziehen, die, was Raum und Zeit angeht, der »zeitgemäßen Vorstellung« entsprach. Wenn er wirklich der Herr über Raum und Zeit ist, ist dies die geringste Schwierigkeit. Schließlich benutzte er zum Einzug in Jerusalem ja auch zeitgemäß einen jungen Esel und nicht einen ägyptischen Streitwagen oder einen Landrover, ging er als Wanderrabbi umher und predigte nicht im Fernsehen oder über eine science-fiction-Apparatur, erweckte er Lazarus vom Tode, um das von Ihm ausgehende Leben sinnfällig zu machen.

Wenn nichts am Leben Christi, was »zeitgemäßen Vorstellungen« und Lebensformen oder »Erzählmustern« und Bildern aus dem Alten Testament entspricht, historische Vorgänge in Raum und Zeit sein können, dann wissen wir über das, was Christus war, überhaupt nichts mehr. Die wechselnden und meist schlecht begründeten Meinungen von Bibelkritikern über die jeweiligen Restbestände an historischer Wahrheit kann man dann getrost auf sich beruhen lassen.

Nun sind all diese Argumente, die gegen Gerhard Lohfink vorzubringen sind, natürlich auch nicht der Schatten eines Beweises dafür, daß der christliche Glaube wahr ist und daß Jesus Christus der Gottmensch und damit das Zentrum von Welt und Menschheit ist. Diese Argumente sind sehr viel anspruchloser, sie wollen lediglich zeigen, daß die Parallelität zwischen der Liviusstelle und dem Himmelfahrtsbericht des Lukas durchaus mit dem überlieferten

Glauben an die historische Richtigkeit vereinbar ist. Aus ihr folgt keineswegs, wie Lohfink behauptet, daß Lukas keine historischen Fakten berichtet. Lohfink meint, daß vor hundert Jahren Theologen, die auf derartige Zusammenhänge hinwiesen, noch ihren Lehrstuhl verloren hätten. Aber nicht die Entdeckung dieser Zusammenhänge bringt einen theologischen Lehrstuhl zum Wackeln. Sie waren bereits Augustus vor 1500 Jahren bekannt. Sondern was einen Theologieprofessor veranlassen sollte, ihn freiwillig aufzugeben und sich nicht mehr als Christ zu bezeichnen, sind die vorschleunigen Folgerungen, die aus dieser seit mindestens 1500 Jahren bekannten Parallelität gezogen werden.

Dieses Urteil mag übertrieben und radikal erscheinen. Schließlich handelt es sich nur um eine einzige Stelle, der Lohfink, wenigstens in dieser kleinen Schrift, die historische Wahrheit abspricht. Macht es wirklich so viel aus, ob diese Stelle formkritisch relativiert wird? Ist das nicht entschieden zuviel des fundamentalistischen Eifers?

In dem von Lohfink behandelten Himmelfahrtsbericht der Apostelgeschichte ist nicht allein von der Himmelfahrt, von der Heimkehr zum Vater, die Rede, sondern auch vom Wiederkommen des Menschensohnes: »Ihr Männer von Galiläa, was steht Ihr da und schaut gen Himmel? Dieser selbe Jesus, der von Euch weg in den Himmel entrückt wurde, wird in derselben Weise wiederkommen, wie ihr ihn habt zum Himmel auffahren sehen« (Apg 1,11). Beschlagene Leute als der Autor werden darüber Auskunft geben können, ob auch das Wiederkommen und damit, nach 2000 Jahre altem christlichem Glauben, das Ende der Welt ein der Antike geläufiges Erzählmuster ist. Wahrscheinlich ist das der Fall. Wenn man wie Lohfink argumentiert, bedeutet das, daß dann nicht nur Christi Himmelfahrt, sondern auch die Rückkehr des Herrn kein historisches Faktum mehr ist. Man muß auch dieses dann sinnbildlich deuten, als eine Begegnung vielleicht, die den Menschen nach seinem Tode erwartet,

als eine nur didaktisch gemeinte Projektion, hilfreich, um die Jünger des Herrn in seiner Nachfolge zu halten. Mit der Historizität der Himmelfahrt steht und fällt also die Wirklichkeit der Wiederkehr; denn, wie es ausdrücklich heißt, er wird »in derselben Weise« wiederkommen, wie er aufgefahren ist. Ist er nicht wirklich aufgefahren, wird er nicht in Wirklichkeit wiederkommen.

Das Wiederkommen ist aber nicht nur im Himmelfahrtsbericht der Apostelgeschichte ausgesagt. Es steht auch im Passionsbericht zweier Evangelisten, und zwar als ein Jesuswort (Mt 26,64, Mk 13,26). Wenn Gerhard Lohfink recht hat und Himmelfahrt und Wiederkehr bloß sinnbildlich zu verstehen sind, muß er auch diese Antwort des Herrn an den Hohepriester als Erzählmuster verstehen, diesmal wohl nicht als antikes, sondern als alttestamentarisches. Denn diese Antwort des Herrn auf die Frage, die die höchste religiöse Autorität seines Volkes an ihn richtet (und die die Kreuzigung auslöst), kommt aus dem Alten Bund, aus den Psalmen und dem Buch Baruch.

Auch dieses Wort des Herrn selbst, in einem todernsten, feierlichen Augenblick gesprochen und von zwei Evangelisten überliefert, kann dann nichts Wirkliches meinen. Es will symbolisch genommen werden. Wie wir es zu verstehen haben und wofür es steht, das erfahren wir dann nicht mehr aus dem Munde des Herrn, sondern aus den jeweiligen neuesten Büchern und Aufsätzen der jeweils in Mode stehenden Theologieprofessoren!

Gerhard Lohfink ist ein eminenter Vertreter der formkritischen Methode der Bibelwissenschaft, und er popularisiert sie mit großem Geschick. Sie ist für ihn, wie seit langem für viele Exegeten, der Schlüssel zum Verständnis der Heiligen Schrift. »Nun verstehe ich die Bibel richtig!«, wie ein früheres Buch von Gerhard Lohfink sich programmatisch betitelt. Niemand wird bestreiten wollen, daß sie in ihren Grenzen echte Einsichten und Erklärungen bieten kann. Wo diese Grenzen im einzelnen liegen, können nur die Gelehrten selber be-

stimmen; dazu bedarf es mehr und anderen Sachverständes, als ihn ein normaler Christ und Kirchgänger zur Verfügung hat. Aber die Grenze ist überschritten, wenn, wie in unserem Beispiel, mit kleinen aber entscheidenden Bewegungen zentrale Teile des Erlösungsgeschehens aus dem Bereich des Wirklichen in den des Sprachlichen verschoben werden. Über das, was hinter dem Sprachlichen steht, weiß dann niemand etwas Sicheres mehr. Beim nächsten Schritt wird dann die Frage nach dem historisch Wirklichen für irrelevant erklärt und wissenschaftlich nicht mehr zugelassen. Es gibt einfachere und ehrlichere Wege, um zum Unglauben zu gelangen! Denn im Medium von Erzählungen, Berichten und Sprachformen ist menschlicher Genialität fast nichts unmöglich. In diesem Material ist der Mensch fast schrankenlos Herr und Schöpfer. Nicht aber im Bereich der Fakten. In diesem Material ist er, trotz allem, nur sehr beschränkt ein Herr und Meister. Er kann keinen Toten lebendig machen, er kann nicht einen Toten, der lebendig geworden ist, mit Gott wieder vereinigen, er kann ihn nicht wieder erscheinen lassen. Der Glaube gründet sich entweder auf historische Tatsachen oder auf gar nichts, sicher aber nicht auf Erzählmuster, seien sie noch so verdichtet und sinnerfüllt.

In das Material der Welt hat Gott eine Mitteilung über sich selbst eingeschrieben. Diese, der Gottmensch, ist die Quelle aller Theologie, aller Gotteserkenntnis. (Daß die Inkarnation nicht nur Mitteilung, sondern auch und sogar zuallererst eine Veränderung von Welt und Menschheit bis in die Grundfesten ist, ist ein neues Thema.)

Gott drückt sich in seiner Schöpfung aus, und da es – trotz der schweren kollektiven Strukturschäden, die der Mensch in seinem Ursprung sich und der Welt zugefügt hat – noch immer Seine Schöpfung ist, kann er sich in ihr vollständig und unmißverständlich ausdrücken. Niemand kann demnach mehr sagen, man wisse nicht, wer Gott ist. Wo der Gottmensch erscheint, ordnet sich die Welt, ob sie es will oder nicht, zu einer Aussage Gottes und zu einer

Aussage über das, was sie selbst im Verhältnis zu Gott ist. Das ist in den Evangelien wiedergegeben. Es wird klar, wie Gott ist, wer die einzelnen Figuren und Gestalten sind und wo sie stehen.

Den grundlegenden Unterschied zwischen Erzählungen mitsamt ihren Sprachmustern und den biblischen Texten hat ganz beiläufig einer der größten deutschen Philologen und Romanisten des 20. Jahrhunderts so gekennzeichnet: »(Der biblische Erzählungstext) will uns ja nicht nur für einige Stunden unsere eigene Wirklichkeit vergessen lassen wie Homer, sondern er will sie sich unterwerfen, wir sollen unser eigenes Leben in seine Welt einfügen, uns als Glieder seines weltgeschichtlichen Aufbaus fühlen.«⁷

Jedes Einzelleben fügt sich ein in diese biblische Szenerie, jeder findet in ihr seinen Platz. Jeder wählt den Ort, an den er gehört. Der eine ist der reiche Jüngling, der andere der, der alles verläßt und folgt. Wie oft wird manchem Unschuldigen und Unbeteiligten, »der gerade vom Felde kommt«, wie Simon von Cyrene, von irgendwelchen Gewalthabern ein »Kreuz aufgeladen, damit er es hinter Jesus hertrage« (Lk 23,26). Der eine steht als Wächter am Kreuz, der andere »steht von ferne und schaut zu«. Die ganze Menschheit ist Barrabas, der Aufrührer, der freigelassen werden kann, weil ein anderer

an seiner Stelle zum Tode verurteilt wird. Jeder ist in seiner Sterbestunde entweder der reuige oder der verstockte Schächer. Immer wieder kehren [die Kirche und ihre] Amtsträger, wie Petrus, dem Herrn den Rücken und treten ans Feuer, »mitten zwischen die anderen«, um sich zu wärmen, »weil es Nacht ist und kalt« (Joh 18,18.25).

Theologisches Schrifttum, das einen biblischen Text behandelt, sollte direkt oder indirekt dazu beitragen, die biblische Szenerie zu dechiffrieren, unser Leben in sie einzufügen. Wenn es authentisch ist, nimmt es aus ihr sein Maß und führt zu ihr zurück. Dispensiert es sich davon, verliert es den Grund unter den Füßen: »Die biblischen Geschichten werden zu alten Sagen und die von ihnen losgelöste Lehre wird zu einem körperlosen Gebilde, das entweder gar nicht mehr ins Sinnlich-Lebendige dringt oder aber ins Persönlichschwärmerische sich verflüchtigt.«⁸

Auf »alte Sagen« kann man keine 60 oder 70 Jahre Leben gründen und mit »Erzählmustern« keine Liebe und Gerechtigkeit üben. Gerhard Lohfinks Meditationen führen nicht in die biblische Szenerie hinein; sie führen, zudem mit anzweifelbaren Argumenten, aus ihr hinaus in ein Niemandsland – nahe bei Pilatus und seiner skeptisch-indifferenten Frage: »Wahrheit – was ist schon Wahrheit?«

ANMERKUNGEN

1 G. Lohfink, *Der Tod ist nicht das letzte Wort. Meditationen*. Freiburg/Basel/Wien 1978, S. 22–24. – Meine »Randbemerkungen« wollen in keiner Weise eine Polemik gegen die Person des hochangesehenen Wissenschaftlers G. Lohfink sein, sondern vielmehr eine eher grundsätzliche Anfrage an große Teile der gegenwärtigen Exegese. Die Schriften von G. Lohfink werden dabei lediglich als ein Beispiel herangezogen.

2 G. Lohfink, *Jetzt verstehe ich die Bibel*. Stuttgart 1973, S. 134.

3 G. Lohfink, *Der Tod*, a.a.O., S. 21.

4 Cicero, *De re publica* 2, Buch 10.

5 Augustinus, *Der Gottesstaat*, Buch 22, § 7 (Hervorhebung vom Autor).

6 »Längst im Bild wars vorbereitet ...« »In figuris praesignatur« (Fronleichnamsssequenz).

7 E. Auerbach, *Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur*. Bern 1977.

8 Ebd., S. 18.